

# Suhrkamp Verlag

## Leseprobe



Kissina, Julia  
**Elephantinas Moskauer Jahre**

Aus dem Russischen von Ingolf Hoppmann und Olga Kouvchinnikova

© Suhrkamp Verlag  
978-3-518-42532-9

SV



Julia Kissina

Elephantinas  
Moskauer Jahre

Roman

Aus dem Russischen  
von Ingolf Hoppmann und  
Olga Kouvchinnikova

Suhrkamp Verlag

Die Originalausgabe erschien 2015 u. d. T.  
*Elefantina ili Korablekrušencija Dostoevceva*  
in der Zeitschrift *Zvezda* 2015/3.  
Für die deutsche Ausgabe hat die Autorin  
den Text stark überarbeitet.

Erste Auflage 2016

© Suhrkamp Verlag Berlin 2016

© Julia Kissina, 2016

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das  
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung  
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.  
Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form  
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)  
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert  
oder unter Verwendung elektronischer Systeme  
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.  
Satz: Satz-Offizin Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn  
Druck: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm  
Printed in Germany  
ISBN 978-3-518-42532-9

Elephantinas Moskauer Jahre



## Abscheu vor dem Theater

Alles begann in Venedig. Im Jahre 1519, als er gerade die Arbeit an seiner »Assunta« beendet hatte, erhielt Tizian einen neuen Auftrag: Die Familie Pesaro bestellte ein großes Gemälde für eine Seitenkapelle der Basilica dei Frari. »Die Madonna der Familie Pesaro« sollte das Andenken des Admirals Jacopo Pesaro bewahren, welcher im Jahre 1502 mit der Flotte Papst Alexanders IV. einen bedeutenden Sieg über die Türken errungen hatte.

Nun denn, die Madonna sitzt auf einem hohen Thron (eine Reminiszenz an die »Treppenmadonna« – dieses Motiv griff viele Jahre später auch Marcel Duchamp auf). Zu Füßen der Jungfrau lehnt der Apostel Petrus, auf der rechten Seite des Bildes stehen die Schutzheiligen Franziskus und Antonius von Padua. Links, neben dem heiligen Georg, kniet Jacopo Pesaro. Georg schaut zu einem Türken, der sich im Schatten verbirgt. Das Gemälde ist voller Pathos. Schwupps sind da auch ein paar ganz reizende, erfrischend lebendige Motive eingeflochten: Der kleine Jesus versucht, tapsig und übermütig, Maria das weiße Tuch vom Kopf zu ziehen. Neben den älteren Mitgliedern der Familie Pesaro sehen wir mein durchgeistigtes Gesicht im Alter von zwölf Jahren, das uns nachdenklich anschaut.

Ja, das bin ich, so erkenne ich mich immer wieder!

Weitere enigmatische Beschreibungen dieses Bildes in Büchern oder im Internet. Zum Beispiel:

Die Komposition des Altarbildes der Pesaro-Madonna lässt eine klare, tiefe Durchgeistigung spüren. Die ausdrucksvolle Charakterisierung der dargestellten Personen schlägt



den Betrachter in Bann. Besonders entzückend ist der Kopf des kleinen Jungen!

Tatsächlich, damals sah ich noch wie ein Junge aus. An der Malschule wurde ich »Madonna Pesaro« genannt. Später nicht mehr. Später sah ich ganz anders aus, aber das war schon im 20. Jahrhundert, und auch nicht mehr in Italien, sondern in der ruhmreichen Stadt Kiew.

Hier, in einer von Sonnenstaub durchschwirrten Wohnung in einem alten, windschiefen Betongebäude, ertönte jeden Morgen das fabrikmäßige Rattern einer Schreibmaschine. Das war mein Papandrelo. Er schrieb Stücke für ein schmutziges Theater in der Bolschaja Wassilkowskaja. Bei den Premieren applaudierte das Publikum wie auf dem Broadway. Samstags machten sich die Damen der Stadt festlich herausgeputzt auf den Weg ins Theater, überquerten ein großes Stück Brachland, stakten über Hundeleichen und Konserven Dosen, um nach der Aufführung mit Plastikfächern zu wedeln und zu sagen:

»Es war einfach umwerfend!«

In der Stadt gab es noch ein anderes Theater – einen erhabenen Monolithen aus grauem Stein, der sich an einer laubgelockten Straße befand. Um das graue Theater herum herrschte fieberhafter Betrieb, vor allem damals im September, als man »Richard III.« aus Tiflis brachte. Shakespeare, der große georgische Dramatiker! Das wurde nur noch von den »Saisons russes« in Paris übertroffen! Zuchthausfilz und Pappkronen beherrschten die Bühne! Shakespeare wurde zu Brecht!

Stunden vor Öffnung der Theaterkasse begann die Schlacht. Das Publikum prügelte und würgte sich, trat und schubste, fluchte und spuckte. Ingenieure in verwaschenen Socken und hungerleidende Ärzte trieben Schwarzhandel mit Eintrittskarten.

Und die jungen Leute? Wie kamen die in die Vorstellungen?

Sie krochen durch die Keller- und Toilettenfenster, sickerten in die Ziegelmauern ein und rieselten als Goldregen auf die düstere Galerie herab. Ach, goldene Zeit der großen Taten! Manchmal kletterten sie sogar mit Bergstock und Karabiner an den Steilwänden des Theaters empor und drangen durch das Dach ins Innere. Das war wie im fernen Colorado, wo verwegene Hitzköpfe vereiste Wasserfälle hinaufkraxeln. Manch einer stürzt dabei ab. Im Frühling findet man sie dann – jung und nackt: Wer nicht zerschmettert wurde, ist erfroren. Es kommt auch vor, dass solche Alpinisten erst dreißig Jahre später von ihren erwachsenen Kindern und gealterten Ehefrauen entdeckt werden. Mit dem Theater ist es wie mit den Bergen: Wer einmal hinter die Kulissen fällt, der liegt dort bis in alle Ewigkeit.

Die Vorstellung hatte immer schon begonnen, wenn wir endlich in den Tempel eingedrungen waren. Aber dort oben auf dem Schnürboden zu stehen, auf dem Olymp, wo die Götter weilen, und in den Abgrund hinabzublicken, zu den winzigen Schauspielerfigürchen auf der beleuchteten Bühne – das war atemberaubend!

Eines Tages im Herbst war es aus damit. Ein Dichter stürzte von der Brandmauer, ein Dichter, wie es ihn bis heute nicht wieder gegeben hat! Er war siebzehn Jahre alt.

Da sagte ich mir:

Von nun an gehört mein Leben nicht mehr der Malerei und auch nicht dem Theater, sondern der Poesie!

Und was ist mit der Malschule? Mit den Landschaftsstudien, den neuen Barbizons, der Madonna Pesaro? Wir waren weder Mädchen noch Jungen, unser Geschlecht hatten wir einer wichtigen Sache zuliebe abgelegt und waren eine Armee von Buckligen geworden, verzauberte Käfer, die Holzkästen auf dem Rücken schleppten. Das Ritual, mit Malkästen auf die Hügel zu wandern, war wichtiger als die Sache selbst, für die wir es taten. Dort, auf den Steilhängen des

Dnepr, auf dem Gipfel der Glückseligkeit, auf dem Gletscher der Träume, stellten wir unsere Staffeleien auf, Insekten mit Aluminiumbeinen, und schmierten bunten Ölfarbenkot auf unsere Leinwände. Das Ganze nannte sich dann »plein air«.

Aber die Wirklichkeit war um einiges feierlicher als unsere jämmerlichen Versuche, sie im Bild festzuhalten.

Zu Ehren jenes siebzehnjährigen Toten, der mir nie vor die Augen gekommen war, schrieb ich ein Poem.

»Wenn du mit der Literatur ernst machst, werden dich Selbstzweifel und Geldmangel quälen. Bist du dazu bereit?«, fragte Papandrelo mich eines Tages.

Um großer Ziele willen war ich sogar bereit, mich in das tiefste sibirische Schlammloch zu stürzen.

Jahre später erst fiel mir auf: In der Familie meiner Mitschülerin Scherwinskaja waren alle Historiker gewesen, das heißt Inhaber nutzloser Berufe, Gipfelstürmer der Exzellenz, geistige Avantgarde!

Scherwinskaja selbst war eine raffinierte Klugscheißerin, die ihre kastanienbraunen Augen gekonnt aufblitzen ließ.

»Die Zunge ist ein Säbel. Das Blut des Feindes muss von ihm herabtropfen!«, orakelte sie.

Ich betrachtete ihre reifenden Brüste und dachte an Entscheidungsschlachten.

An Energie mangelte es uns nicht. Wir wollten den Alltag in die Luft sprengen, der Welt den Kampf ansagen: Zu diesem Zweck simulierten wir Ohnmachtsanfälle im öffentlichen Nahverkehr! Wir geschlechtsreifen Komsomolzinnen nannten uns damals ganz altmodisch Fräulein. Besonders lieb ist mir die Geschichte von dem Korsett, das in einem morschen, der Revolution durch ein Wunder entgangenen Großmutterschrank der Scherwinskis gefunden wurde. Ein solcher, jeden Bezug zur Gegenwart entbehrender Gegenstand wie ein Korsett musste bei halbwüchsigen Mädchen

zwangsläufig zu geistiger Umnachtung führen. Wie trugen das Korsett abwechselnd, unter der trostlosen Schuluniform, bis es eines Tages, als die Dickste und Gefräßigste von uns es anhatte, mit einem martialischen Geräusch platzte, mitten im Unterricht, als wir gerade die Geschichte der Kommunistischen Partei durchnahmen.

Scherwinskaja brachte Pausenbrote mit in die Schule. Der Belag glich einem säuberlich aufgebügelten, schwarzen Filz mit blassen Milchglasstückchen aus angetautem Speck.

»Mit dieser Salami ist der Boden in der Basilica San Marco ausgelegt. Sag bloß, du weißt das nicht? Logisch, woher auch. Ihr seid ja keine Adligen oder Weißgardisten, nicht einmal Kosaken. Die haben die Wurst mit ihren Säbeln – zack – in der Luft zerschnitten, dass es nur so pfiß, als die osmanischen Kanonen damit auf sie feuerten im Russisch-Türkischen Krieg! Und den gleichen Belag findest du in der Basilius-Kathedrale!«

Ich ging weiterhin zu den Scherwinskis, um teilzuhaben am Allerhöchsten. Ihre Maman war das Inbild gezügelter Leidenschaft und guten Geschmacks. Ihr Großvater fragte uns ab:

»Also was ist, Mädels, seid ihr bereit zum Musendienst? Ihr wisst ja, der Kampf ist unvermeidlich: Mann gegen Mann, der Künstler gegen die Menge!«

Er hatte eine schnittige Kopfform und glatt geöltes Haar, wie ein pomadisiertes Stachelschwein. Immer wieder zog er seine Parade vor uns ab.

»Das Leben des Künstlers ist sagenhaft schwer. Und es soll auch schwer sein, er ist schlechterdings dazu verpflichtet! Man muss die Zähne zusammenbeißen und durchhalten. Denn justamente wir, das sowjetische Volk, sind die Aristokraten des Geistes! In dieser Situation, da alles Materielle in den Staub getreten und geschändet ist, bleibt uns keine Wahl. Und wenn wir uns schon vom Geist ernähren,

sind wir auch echte Engel mit Flügeln. Vor allem ihr, Mädels!«

Unter dem Einfluss dieser grausigen Großväter und Janitscharen verfassten wir ein Künstlermanifest, das folgendermaßen lautete:

Niemals auf die Meinung anderer hören.

Sich dem Werk opfern.

Keine Lehrer akzeptieren, immer den eigenen Weg gehen.

Die allgemeine Ordnung in Frage stellen.

Allen Einflüssen und Autoritäten Widerstand leisten.

Sich niemals verlieben!

Das letzte Gebot war das wichtigste.

Diesen Schwur legten wir eines schönen Herbsttags auf dem Steilhang im Park des Ruhmes ab, in der Nikolajewskaja-Einsiedelei, im ugrischen Hain, auf Askolds Grab, direkt an der Rotunde, auf totem, blindem Laub, und besiegelten ihn mit Blut, indem wir unsere verschorften Wunden aufeinanderpressten. Und als wir unseren Schwur taten, dort oben über dem mächtigen Flusse, schlug uns der Wind ins Gesicht, die Vögel verschwanden unter der Erde, und die Sonne wurde zu Blei. Es war wie im Film.

Sehr bald schon brachen wir unseren Eid, vor allem das letzte Gebot.

Dann trat ein sehr wichtiges Ereignis in unser Leben. Wir beschlossen, uns im Dienste der Kunst Pseudonyme zuzulegen. Scherwinskaja dachte sie sich aus, einen ganzen Sack voll. Brontosauria Stepanowna L'amourmour, zum Beispiel, oder Slonowia Sachs. Mir dagegen fiel überhaupt nichts ein, und deshalb signierte ich fürs Erste mit Havaria Dostojewzewa. Aber Scherwinskaja zog mein Pseudonym kurzerhand aus dem Verkehr und sagte, ich solle mich Slonowia nennen, genau wie sie, nur auf Englisch. Seitdem heiße ich Elephantina.

Das war totaler Schwachsinn!

## Die Weisheit der Bisamratte

Das ganze Jahr 1981 hindurch liefen endlose Verhandlungen über die Begrenzung der strategischen Rüstung. Ronald Reagan wurde Präsident der Vereinigten Staaten. Die Kommunistische Partei Chinas verurteilte die Ehefrau Mao Zedongs zum Tode. Die Amerikaner warfen der UdSSR Unterstützung des internationalen Terrorismus vor. In Chile kam Pinochet an die Macht. Ein mongolischer Kosmonaut flog in den Weltraum. Die UdSSR erklärte die polnische Solidarność für illegal. In Libyen herrschte Bürgerkrieg. Die Kommunistische Partei Bulgariens wählte Todor Schiwkow zum Vorsitzenden. Die UdSSR gewann die Eishockey-Weltmeisterschaft. Prinz Charles und Prinzessin Diana feierten Hochzeit. Es gab eine totale Sonnenfinsternis. Die USA starteten das Weltraumprogramm »Space Shuttle«. Die ersten Fälle von Aids wurden registriert. IBM brachte den ersten PC auf den Markt. Islamisten ermordeten den ägyptischen Präsidenten Sadat. Mauretanien verbot die Sklaverei. Elias Canetti erhielt den Nobelpreis »für sein schriftstellerisches Werk, geprägt von Weitblick, Ideenreichtum und künstlerischer Kraft«.

Zur selben Zeit diagnostizierte man bei mir Verdacht auf Poesie. Ich musste zu allen möglichen windigen Spezialisten rennen und mein Geschreibsel vorzeigen. In der Regel lief das so, dass Papa einen Kumpel anrief und dann so nebenher die Frage einflocht, ob er nicht mal einen Blick auf meine Gedichte werfen wolle: »Sie hat's nämlich jetzt mit dem Dichten.« Es war ihm furchtbar peinlich. Jeder dieser Spezialisten durfte eine Diagnose stellen wie ein Arzt. Wo-

bei diese Diagnosen jedes Mal komplett unterschiedlich ausfielen. Dieses Mal vereinbarten meine Eltern, mich zu einem alten und verdienten Poeten zu schicken.

Meine Gedichte gefielen ihm, aber das machte mich erst recht wütend.

Damals sahen die Schriftstellerhäuser überall im Land gleich aus: sattbraune Blöcke, wie große Schokoladentafeln. Die Erdgeschosse der Schokohäuser waren mit Gedenktafeln verziert, die in der Nachkriegszeit ein eigenes Genre bildeten. Aus ihnen hat sich später der erhabene Friedhofsstil entwickelt. Vermutlich, weil sie aus echtem Grabmarmor hergestellt wurden.

Ich stieg die Treppe hinauf. Mein Herz begann heftig zu schlagen. Auf dem Gipfel des Kenotaphs erwartete mich eine Bisamratte. Dieser Archetypus kommt allein im Schriftstellerverband vor: große, rauhpelzige Greise, im Ring ergraute Kämpfer, erfolgreiche Karrieristen. Sie wussten, wie man sich in Szene setzt. Die komplette Bewohnerschaft der Schokohäuser schien nur aus solchen Greisen zu bestehen.

Der Sekretär des Schriftstellers nahm mich in Empfang – ein gebückter Leisetreter im bestickten Bauernkittel. Die ganze Wohnung war mit hohen gotischen Stühlen vollgestellt. An einer frisch tapezierten Wand hing ein Kupferprägdruck: Maxim Gorki mit Nietzsche-Schnurrbart. Es roch schwer nach Staub und Bohnerwachs. Ich erinnere mich nicht mehr genau, was die noble Bisamratte zu meinen Gedichten sagte. Die meiste Zeit ritt er darauf herum, dass er in seiner Jugend einmal Boris Pasternak begegnet sei und genauso vor ihm gestanden habe. Der Vergleich kränkte mich tief. In meiner Phantasie stand ich auf einmal splitter nackt vor ihm, und er peitschte mich mit einer Reitgerte. Aber in Wirklichkeit bemerkte er meine jugendliche Nacktheit gar nicht, weil er sich immer noch an seinem

schmirgelnden, haltlosen Greisengeschwätz labte. Er geriet dermaßen in Wallung, dass ihm der Speichel von den lila Lippen sprühte. Schließlich schleppte er mich zum Fenster und zeigte nach unten auf die Straße, damit ich mich davon überzeuge, dass jeder einzelne Fußgänger seine eigene Gangart hatte:

»Siehst du, so muss auch jeder Dichter seine eigene Gangart haben!«

Sein Gefasel war mir auf einmal unerträglich. Pasternak verdrückte sich unter ein Regal und gab mir Zeichen, »zu tinten und zu weinen«. Meine Angst verwandelte sich in den Wunsch, zu gähnen oder zu pupsen, und ich presste Mund und Pobacken fester zusammen. Aber der Literat fing plötzlich an, mit seinen Schaufelpfoten zu wedeln, als wollte er einen Adler darstellen, und ich ließ vor Wut einen fahren.

Damals kam ich zu der Einsicht, dass es nichts Widerwärtigeres auf der Welt gibt als einen Schriftsteller.

Die Literatur hingegen war etwas völlig anderes, sie existierte losgelöst von ihrer Produktion und dem literarischen Prozess. Eine Metapher konnte mich tief erschüttern, und ich begann die Wörter scharf anzuschauen, die Buchstaben, das Papier, ich hielt mir das Buch dicht unter die Nase, um ihrem magischen Mechanismus auf die Schliche zu kommen. In solchen Momenten glich ich jenen Piloten, die Gott hinter den Wolken suchen. Aber weder in den Buchstaben noch in den Papierfasern fand ich Sinn oder Geheimnis. Doch dann loderte in meinem Inneren etwas auf, das man mit Worten nicht beschreiben kann, und das Verstehen kam. Etwas winzig Kleines und Hilfloes wurde dort drinnen geboren, wuchs heran und füllte mich schließlich vollkommen aus. Das war sie, die Literatur.



## Der Tomatenguru

Eines Tages erzählte mir ein Bekannter, der Zauberer und Literat Kolja Lisogub, es kämen ein paar schrecklich berühmte Dichter zu uns nach Kiew.

»Das sind sehr begabte Leute. Avantgardisten! Die haben etliche Schulen und poetische Strömungen begründet! Alles Underground!«

Das war mal ein frischer Wind!

Eine Woche lang haben wir auf sie gewartet. Die ganze Welt, so dachten wir, würde sich mit einem Schlag verwandeln, sobald sie auf unserem miefigen Bahnhof erschienen, wir würden uns fühlen wie in den Zwanzigerjahren. Vor allem würden wir endlich Herren und Schöpfer unseres Lebens sein, nicht nur jämmerliche, zweitklassige Schmarotzer der Geschichte.

Ich wusste, dass der Dichter den Dingen Sinn verleiht. Nicht der Philosoph, sondern der Dichter! Davon bin ich noch heute überzeugt. Man muss den Dingen einen emotionalen Sinn geben. Einen anderen Sinn gibt es nicht und wird es nie geben. Alles andere kann man meinetwegen »Werte« nennen. Aber jetzt kommen sie, und der Sinn geht los!

Die ganze Woche lang habe ich geschmort und geschmachtet, auf die Dichter gewartet und mit verträumten Teenageraugen in die Welt geglottzt.

Endlich ruft Kolja an: »Es ist so weit.«

»Was, sie sind da? Jetzt schon? So schnell?«

»Komm vorbei, wir fahren zusammen in die Altstadt. Ich stell dich vor.«

Er empfing mich im Kreise seiner drei kleinen Söhne. Es

herrschte Hektik. Die Kinder starrten mich mit ihren dicken Brillen an wie sechs kleine Fernsehbildschirme. Wir hängten die verrotzten Zwerge ihrer Oma über, flüchteten in den grauen Griesel und stiegen in die Straßenbahn.

Wir fuhren schweigend. Die Fensterscheiben waren beschlagen, die Straßenlaternen schimmerten orange in der Dämmerung. Auf einmal sagte Kolja:

»Ich will alt sein! Uralt! Ich will, dass alles möglichst schnell zu Ende ist. Das Leben ist eine Hölle.«

Seltsam, wie tief mich das berührte. Oder vielleicht berührte es mich auch nicht. Wenn wir uns an die besten Momente unseres Lebens erinnern, klammern wir uns an solche Details, wir schreiben ihnen eine Schärfe und Deutlichkeit zu, wie man sie nur im Augenblick der Katastrophe erlebt. Vielleicht hat es diese Details gar nicht gegeben, aber aus irgendeinem Grund sind es immer sie, die unserer trügerischen Erinnerung in Großaufnahme erscheinen, wie ein Brotkrümel auf der riesigen Kinoleinwand.

Wir landeten in einem lausigen Hotel. In ranzigem elektrischem Licht ersoffen gelbe Tapeten und ein Tisch voller Bierflaschen. An einer Wand hing die Kopie eines bekannten Bildes. Auf dem Sofa saßen die drei berühmten Dichter. Einer hatte einen Buckel, an den zweiten kann ich mich nicht erinnern, der dritte war ein interessanter junger Mann, der ein Leuchten um sich verbreitete. Das Leuchten verbreitete dieser junge Mann auch in den folgenden Jahren, es wurde sogar heller und heller, aber damals war es einfach nur ein gleichmäßiges Leuchten.

Die Dichter tranken uringelbes Bier. Nach jedem Schluck leckten sie sich die Lippen, grunzten und schnauften, sie benahmen sich überhaupt ein bisschen wie Tiere. Ich trank nichts, ich war ja nur ein blasses Schönchen mit schlankem, zartem Hals – dichterischer Nachwuchs. Das Herz schlug mir bis in die Ohren!

Ich saß auf einem Stuhl, der jeden Augenblick unter mir zusammenbrechen konnte, deshalb versuchte ich, möglichst wenig zu atmen. Das Hotel kam mir wie ein wunderschönes mittelalterliches Schloss vor. Die Gäste tranken englisches Bier. Es handelte sich um Byron, Polidori und Shelley. Von Zeit zu Zeit kamen ein Butler (der besoffene Wachmann) und eine Bedienstete (eine Putzfrau in schmutziger Kittelschürze) herein und baten darum, nicht zu schreien und nicht mit den Flaschen zu poltern. Außerdem gab es Gespenster und Spukerscheinungen wie in jedem Schloss. Sie pochten unablässig an die Decke und an die Wände. Kein Zweifel, Mary und Percy Bysshe Shelley verabredeten sich zu einem Rendezvous.

Wir, das heißt sie, sprachen über den Dichter Welemir Chlebnikow. Wenn man sie so sah, hätte man denken können, sie redeten über Fußball, aber das lag nur daran, dass sie so leidenschaftlich bei der Sache waren. Jedes Mal, wenn wieder einer von ihnen den großen Chlebnikow zitierte, wurde mir ganz flau, und auf meinem Gesicht erschien ein Ausdruck ekstatischer Verzückung. Vermutlich sprachen sie auch noch über andere Dinge, aber ich hörte immer nur – Chlebnikow. Am Anfang redeten alle gleichzeitig, dann sprach jeder einzeln, dann wieder alle durcheinander.

Es ergab sich, dass ich nur mit dem Leuchtenden redete, er verströmte Photonen, die heller waren als jede elektrische Lampe. Er war hässlich wie ein Wildschwein und schrecklich charmant. Zwischen seinen breiten Vorderzähnen klaffte eine riesige Lücke. Ich dachte an meine praktische und welterfahrene Mama, die für jede Lebenslage einen Spruch parat hatte: »Ein Mann sollte ein klein wenig schöner sein als ein Affe.« Dieser Typ hier, der Leuchtende, war selbstverständlich schöner als jeder Affe.

Dann trugen die Dichter, wie es sich gehört, der Reihe nach ihre Gedichte vor: Kolja Lisogub, der Bucklige, der Un-

scheinbare und der Leuchtende. Anschließend las ich, mit stockendem Herzen, von dem Blatt, dass ich in weiser Voraussicht eingesteckt hatte.

»Kein Fallstrick, kein Lasso, keine Schlinge,  
Sondern des Raumes und des Sehens Ringe ...«

Meine Stimme zitterte vor Aufregung.

»Kluger Mäche, oh! Begabter Frau, ah!«, sprachen die Moskauer Genies mit kaukasischem Akzent, nachdem sie meine Gedichte gönnerhaft angehört hatten.

Damals haben wir gelernt, dass der Mensch sich weiterentwickeln muss, und ohne einen Guru vermag er das nicht. Guru war ein zentraler Begriff in unserem Leben. Unsere Gesellschaft wurde zusammengehalten von einer Kette aller nur denkbaren und undenkbaren Arten von Gurus, die ihr heiliges Wissen weiterreichten, wie bei einem Staffellauf, der lückenlos vom Affen bis zu Schopenhauer führte. Deshalb habe ich blitzschnell den Leuchtenden zu meinem Guru gemacht.

Er trank irrsinnig viel und war ganz rot und verschwitzt. Schon damals gefielen mir rote, verschwitzte Männer, die mich an fröhliche Gemüsetomaten und Kürbisse auf einem orientalischen Basar erinnerten. Dieser Typ hier sah aus wie ein Gemüse: eine Kreuzung aus Tomate und Kürbis. Allerdings war er ungewöhnlich scharfsinnig, ein Verstand wie ein Rasiermesser, und ich hörte ihm mit offenem Munde zu. Es war wie ein griechisches Gelage, eine Orgie flammender Geister, eine Schamanengaudi.

Irgendwann hörten die drei magischen Persönlichkeiten aus Moskau auf, wie die Engel zu schweben, und touchierten wieder den Erdboden. In diesem Moment bekamen sie Namen. Der Bucklige hieß Boris, der Unscheinbare Sewa, und mein leuchtender Tomaten-Guru hieß Andrjuscha.

Auf dem Rückweg saß ich in einer unmenschlich ratternden Straßenbahn, es roch nach Metall, rohen Pelzmänteln, Tabak und Kälte. Unaufhaltsam zog die Nacht die Stadt in ihre öde Schlinge und schleifte sie am Fenster vorbei. Da ertappte ich mich bei dem kaum greifbaren, dennoch unabweisbaren Vorgefühl einer vollkommen neuen, strahlenden, nie gekannten Freude. Sie umloderte mich und zog wie ein Kometenschweif hinter der Straßenbahn her. Nasser Schnee fiel, und in jedem einzelnen Tropfen, der an der Fensterscheibe herunterlief, zitterte magisch das Abbild dieses Tages.

Am nächsten Morgen wollten wir Kolja abholen. Er wirkte blass und blutarm. Mit seinen dicken Brillengläsern sah er aus wie ein großer Fisch. Während wir Tee tranken, zog er die Kinder um. Strumpfhosen, Reisbrei, Sabber sausten wie die Wilde Jagd durch das enge Arbeitszimmer des völlig verzweifelten und resignierenden Familienvaters, und Schuhe, Klo, Schal, Schnürsenkel, Rotz, Tränen kamen wieder zurück. Koljas Zimmer war in Wirklichkeit ein umfunktionaler Abstellraum. Die schwarze Pirateninsel seiner Schreibmaschine erhob sich in einem Meer von Manuskripten und Kinderbüchern, leeren Bierflaschen und Keksen, die den ganzen Fußboden bedeckten. Andruscha und ich zogen uns taktvoll zurück.

An diesem Tag liefen wir durch die weißen, frisch verschneiten Straßen, in denen einst die Helden Bulgakows umher-spaziert waren. Es herrschte leichter Frost. Wir wärmten uns in fremden Treppenhäusern auf, verbrannten uns den Mund an heißem Kakao, und wie in einer Trojka mit klingenden Glöckchen fuhren wir mit der Straßenbahn in die Altstadt.

Zuerst erzählte er mir von seiner Kindheit im Süden der Ukraine und wie er sich als Waisenkind der Kultur auf